

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 97.

Dienstag, 27. April.

1915.

Klippen.

(4. Fortsetzung.)

Roman von Helene Schede-Feller.

Nachdruck verboten.

IV.

Es war nach dem Mahl bei der reichen Frau Crofen in Berlin, die heute ihrem Geburtstag zu Ehren ein Fest veranstaltet hatte. Zahlreiche Gäste aus Künstler-, Offiziers- und Industriellenkreisen hatten sich trotz der vorgerückten Jahreszeit bei ihr eingefunden.

Die Gesellschaften, die sie gab, waren beliebt und — sie war stolz darauf — man sah mit der Freude des Künstlers, wie unter ihren geschickten Händen die zusammengewürfelten bunten Steinchen aus der Berliner Welt zu einer harmonischen Figur sich vereinigten.

In einer Sinfonie von Weiß und Gold zwischen schimmernden Spiegeln und üppigen Pflanzen begannen sich die ersten Tanzpaare zu bilden. Die Fröhlichkeit hatte jenen fortreisenden Charakter erreicht, der durch Champagner, Licht und Musik entsteht.

Man gruppierte sich nach Laune und Neigung — die Augen suchten sich — die Hände fanden sich — und wie ein elektrischer Strom ging es von Herz zu Herz, während die Füße leicht beschwingt über das Parkett glitten.

III die Pracht — all der Luxus der umgebenden Räume wurden nur als Steigerung der eigenen Gefühle empfunden — schufen eine Atmosphäre, wie die Sonne des Südens sie erzeugt, in der der Drang zum Leben Feuer in das Blut — in die Blide, auf die Rippen wirft.

Liebesworte wurden geflüstert, die ungehemmt, sorglosen Schmetterlingen gleich, um anmutige Gesichter flatterten. Stammelnde Wünsche — schüchterne Geheimnisse, die lange in der Seele geschlummert hatten, wagten sich plötzlich in Worte zu kleiden und glitten über in die weichen, kosenen Klänge der Walzermusik.

„Ein hübsches Bild“, dachte Hans Reimer, der etwas abseits an die Fensterbrüstung gelehnt, den glänzenden Saal mit den raschelnenden Seidenkleidern und flimmernden Edelsteinen überschaute. Er wartete auf den nächsten Tanz, den Erna Ridling ihm versprochen hatte.

Seine Augen, die in der Ruhe einen blaulakten Glanz hatten, verrieten plötzlich, wie sie Frau Ridlings Gestalt folgten, das warme, sprudelnde Leben, das ihm im jungen Blut garte.

Der in der Sommerfrische zwischen ihnen angebahnte Flirt hatte sich weiter entwickelt — in Gesellschaften, auf Bällen trafen sie sich wieder.

Bei Frau Crofen — gerade vor einem Jahre, hatten sie sich kennen gelernt — sie war seine Tischdame gewesen — und gleich hatten ihre Sonnenaugen ihn gefangen genommen. Und dann hatte er sie in der Sommerfrische wiedergesehen — und jetzt liebte er sie mit der ganzen ungestümmten Leidenschaft eines 26jährigen, vom Leben verwöhnten Menschen, der keine Hindernisse für unüberwindbar — keinen Sieg für unmöglich hält.

So wurde für ihn Ernst, was für sie mehr ein reizvolles Spiel war.

„Reimer, du wirst vermisst“ — sein Freund, der junge Crofen, riß ihn aus seinen Gedanken — „ich weiß viele Damen, die auf dich warten — enttäusche sie nicht — es wäre grausam!“

Reimer lachte. Er war ein guter „Causseur“ und ein Liebling der Frauen.

„Ich sehe mir mal das Bild aus der Ferne an. Wahrhaftig, Crofen, deine Mutter versteht's — es ist einfach ein köstlicher Abend!“

Da ging Hans Ridling an ihnen vorbei. Sie wechselten ein paar gleichgültige Worte, dann ließ er die beiden zurück — schritt langsam, scheinbar ziellos durch den Saal — hier und da stehend bleibend und mit diesem und jenem zu plaudern — um dann aber die Frau zu erreichen, zu der er unauffällig gelangen wollte.

Reimer folgte ihm gespannten Blickes, ohne zu fühlen, daß sein Freund ihn beobachtete.

„Aha“ — entfuhr es ihm leise, im Augenblick, da Ridling sich Frau Roswald näherte und sie wiederum durch ein geschicktes Manöver in eine ruhigere Ecke des Saales führte.

Crofen folgte Reimers Blick und sah die beiden Menschen, die ihn so sehr zu beschäftigen schienen.

Dann meinte er leichthin: „Frau Roswald soll mit Ridlings sehr befreundet sein.“

Reimer nickte zerstreut.

Im selben Augenblick aber fuhr es wie ein Leuchten über sein Gesicht — Ridling und Erna waren vergessen — die Augen sahen nur noch einen Menschen — hingen nur noch an einer Gestalt — folgten ihr, wie gebannt.

Erna Ridling war an ihnen vorübergetanzt. Reimer faßte sich schnell — aber zu spät — der Freund hatte gesehen, was er wissen wollte, und dachte mit einem Anflug von Sorge: „Schade — er kann sich nicht vorstellen — er müßte sich mehr in der Gewalt haben.“

Laut fügte er hinzu: „Eine hübsche Frau, diese Erna Ridling — für einen Künstler wie geschaffen — und doch, es heißt, sie und ihr Mann verstehen sich nicht sehr gut?“

Reimer zuckte die Achseln.

„Wie kann dich das noch wundern! Die Männer sind alle so — wäre sie nicht seine Frau, so würde er sich höchstwahrscheinlich in sie verlieben — so aber wird ihr „Charme“ ihm zum täglichen Brot — und das Zusammenleben zur reizlosen Dangelei.“

„Und die arme Frau braucht einen Tröster — — paß auf, Reimer!“ Die Worte waren in neckischem Tone gesprochen — aber Crofens Gesicht war ernst.

Reimer blickte erstaunt auf. Was wußte Crofen von seinem Geheimnis? Wie hatte er es erfahren? Die Fragen stürmten durch seine Blide, während er ruhig fortsetzte: „Mein lieber Crofen — ich kenne einen Arzt, der den Opiumrauchern sagt, sie sollen nicht rauchen — glaubst du, daß das etwas nützt?“

Und wieder zuckte er die Achseln; schaute auf Erna Ridling, deren weiches Kindergesicht aus einer Wolke von blauem Chiffon lachte, und die wie ein Kolibri

durch den Saal huschte — und dann auf die andere — auf Hilde Roswald, die so ernst und leidenschaftslos aussah, als könne ihr dort, wo sie stand, nie der Boden unter den Füßen brennen.

Mit einem Anflug von Überlegenheit dachte er: „Die junge vernachlässigt er, weil sie seine Frau ist, und verliebt sich in die andere, die älter ist. Was mag er an ihr nur finden? Sie wäre nicht in der Lage, einen Nerv in mir zur Schwingung zu bringen!“

Dann ging er auf Erna Nidling zu, um sich den versprochenen Tanz zu holen. Aber sie war müde. So schlug er ihr vor, „de causer la danse“, und führte sie langsam aus den Saal in den nebenanstößenden Wintergarten.

Er war märchenhaft mit kleinen, roten, elektrischen Birnen beleuchtet, die wie Leuchtkäfer zwischen Palmen und Kakteen glühten. Ein Springbrunnen schoß in die Höhe und fiel perlend und stäubend herab. Um die Fenster schlangen sich Escuranten und Rosengewinde.

Die leuchtenden Melodien von der „Blauen Donau“ drangen vom Tanzsaal zu ihnen herüber und stimmten die Seelen weich und sehnuchtsvoll.

Lebhaft — sprudelnd glitt das Gespräch zwischen ihnen — sie sprachen erst von nichtsagenden Dingen aus dem Berliner Leben, von Gesellschaften, Theater und Konzerten, und doch gewann durch Blick und Ton jedes Wort eine verstärkte Bedeutung, stahl sich in die Unterhaltung etwas, das Erregung und Unruhe schuf.

Sie war aber auch zu bestechend heute Abend in diesem silberblauen Kleid — duftig und zart wie eine Sylphe — nicht für die Höhen und Tiefen des Lebens geschaffen — unberechenbar — launisch, trozig, gaukelte ziellos durch Sonnengewebe, — nahm das Leben wie ein Spielzeug, das man zerbricht, um zu sehen, wie es drinnen aussieht — und dann wegwirft.

Darin gerade lag aber das, was Reimer an ihr gefiel.

„Ich hasse die klugen und starken Frauen“, sagte er, scheinbar ganz unvermittelt, in Wirklichkeit aber einen stillen Vergleich zwischen Erna Nidling und Hilde Roswald fortspinnend.

Sie blinnte überrascht zu ihm auf und erwiderte lachend: „Ich danke! Das ist kein schönes Kompliment, das Sie mir machen — entweder hassen Sie mich und dann kann ich mich zu den Klugen rechnen — oder Sie mögen mich ganz gern — und dann zähle ich zu den Dummen und Schwachen!“

Da mußte er auch lachen! „Nein — nein — ich meine natürlich die Frauen, die sich klug und stark dünken und andere das empfinden lassen. Es gibt nichts, das den Männern mehr auf die Nerven geht, als das.“

„So sind Sie gegen die Frauenemanzipation?“

„Entschieden.“

„Und möchten uns in die Gebundenheit der früheren Jahrhunderte zurückführen?“

„Gewiß.“

„Und Gretchen am Spinnrad aus uns machen?“

„Zweifellos.“

„Da wird Ihre dereinstige Frau zu beklagen sein!“

„Möglich!“

„Und darf ich fragen, woher diese vorsintflutlichen Anschauungen stammen?“

„Ganz einfach aus meinem Empfinden und meiner Erfahrung! Sehen Sie sich mal die Mädchen von heute an — werden vollgepfropft mit Bücherweisheit, Psychologie, Ethik, Gesang, Musik, Kursen aller Art, und der Himmel weiß noch womit — sie wissen alles — haben alles — nur das Eine nicht.“ Er machte eine Pause.

„Das Eine nicht“ — sie folgte gespannt — „das Spinnrad, an dem man von Liebe träumt und auf den Freier wartet.“

„Und wenn der Freier nicht kam, — hatte man vergebens gewartet und wurde überm Spinnen zur alten Jungfer! Die gibt es doch heute kaum mehr. Das ist gewiß ein Fortschritt!“ meinte sie eifrig.

„Glauben Sie?“ —

„Die Mädchen können jetzt ohne Mann auskommen. Das ist doch etwas!“

„Glauben Sie?“ wiederholte er mit leisem Spott.

„Das Spinnrad ist verbannt — aber auf den Freier wird doch gewartet — mitten unter Büchern, Hefen, Federn, Notizen — — — Mein Gott! welche Existenz! Sehen Sie sich nur die Lehrerinnen an! Das Mädchen vergräbt ihre schönsten Jahre in der Vorbereitung zum Examen — dann — selbst im Herzen noch halb Kind, muß sie die „Erwachsene“ sein und unterrichten — und Stunden geben jahraus — jahrein — bis sie alt ist — dann erhält sie die Pension, für die sie so lange sich abgemüht hat. Aber was nützt sie das? Der Genuß des Lebens kommt zu spät, wenn das Haar grau und das Gesicht müde geworden ist und man nicht mehr Liebe erwecken kann. Dann beginnt für alle derselbe traurige Herbst und mit ihm ein Gefühl der Vereinsamung, als sei das Leben doch verfehlt. Und das kann nicht anders sein — das wird immer so bleiben; denn im Grunde existiert die Frau nur für den Mann.“

In ihrem Innern stimmte sie ihm zu; aber aus lauter Freude am Fechten mußte sie ihm widersprechen und versetzte lebhaft: „Die Männer sind so fürchtbar eitel! Ich denke immer, wenn einmal Himmel und Erde vergehen, wird diese Eitelkeit bleiben — das ist der einzige Zug in ihrem wankenden Charakter, auf den man sich unfehlbar verlassen kann! Und deshalb bilden sie sich ein, wir können nicht ohne sie leben! Und müßten heiraten! Und könnten nur in der Ehe unser Glück finden! Und dabei sind die Männer im täglichen Zusammenleben so entsetzlich langweilig und „einerlei“ — und meinen doch immer, sie hätten unsere Schwächen zu tragen!“

Sie hatte sich in Eifer gesprochen — aus dem geröteten Gesicht lachten die Augen wie Kobolde. Jetzt glaubte sie beinahe, was sie sagte.

(Fortsetzung folgt.)



Die Neigung, sich für fremde Nationalitäten und Nationalbestrebungen zu begeistern, auch dann, wenn dieselben nur auf Kosten des eigenen Vaterlandes verwirklicht werden können, ist eine politische Krankheitsform, deren geographische Verbreitung sich auf Deutschland leider beschränkt. Bismarck.

Unsere Pioniere unter der Erde.

Welch ungeheueren Anforderungen der „Minenkrieg“ an den Mut und die Nerven stellt, kann auch der Laie verstehen. Stundenlang in einem engen, niedrigen Gang, 10 Meter unter der Erdoberfläche, bis 120 Meter weit vor die eigene Stellung vorgeschoben, arbeitet der Mineur, ständig in Gefahr, von seinem grimmigen Feinde überfallen oder durch dessen Gegenmine zerquetscht zu werden! Trüb brennt das Licht, dem nicht mehr genügend Sauerstoff zur Verfügung steht, fieberhaft arbeiten an der Spitze die drei braven Männer, es gilt, den Gegner zu fassen, ehe es ihm gelingt, seinen Gang unter unseren Schützengraben zu treiben.

Gehört schon zu den regelrechten Arbeiten eine ganz gehörige Dosis von Mut und Selbstverleugnung, so werden in der Nähe des Feindes diese Eigenschaften in höchstem Maße gefordert, wie die nachfolgend geschilderten Taten bayerischer Pioniere beweisen dürften.

1. Der 23jährige Leutnant Eduard Dostler (aus Pottenstein a. d. Pegnitz) des bayerischen Pionier-Regiments und die freiwillig ihn begleitenden Pioniere: Reservist Dürbeck aus Gausen bei Forstheim und Landwehr-Pionier Michael Scheibel aus Cohnberg bei Kronach haben am 5. März einen eigenartigen Kampf 10 Meter unter der Erdoberfläche bestanden.

In einem unserer Minenstollen war das senkrechte Gerüstarbeiten des feindlichen Mineurs „erhorcht“ worden. Leutnant Dostler ließ, da das Geräusch schon sehr nahe klang, die in Stollen arbeitenden Pioniere ausrücken und begab sich mit den genannten Pionieren an den bedrohten Punkt. Hier ließ er geräuschlos die Holzverschalung unseres Stollens entfernen, damit der Feind nicht vorzeitig auf das Vorgehandensein unseres Ganges aufmerksam würde.

Nun hieß es, ruhig warten, wie sich die Sache entwickelt. Nach etwa einer Stunde erschien ein Spatenblatt von jenseits im deutschen Stollen und gleich darauf wurde der Durchbruch mit Spaten und mit den Füßen erweitert. Gegenüber unseren drei Helmen standen 4 bis 5 verblüffte Feinde. Sofort eröffnete Leutnant Dossler das Feuer, was nicht fiel, ergriff die Flucht. Ein Verwundeter, der dicht an dem Durchbruch lag, wurde in unseren Gang hereingezogen. Etwa 15 Meter von dem Kampfsplatz mündete der feindliche Stollen in den feindlichen Schützengraben.

Auf das Schießen eilten aus einem Seitenstollen noch einige Gegner herbei, wurden aber durch das wohlgezielte Feuer Dosslers zurückgetrieben.

Nun wurde rasch mit Hilfe anderer Freiwilliger unser Stollen geladen und gesprengt, so daß dem Feind das Eindringen unmöglich gemacht war.

2. Der Bizefeldwebel und Offizier-Stellvertreter vom bayerischen Pionier-Regiment, Wilhelm Heins aus Nürnberg hat mit dem Unteroffizier Rudolf Nagel aus Niederrottersbach in der Rheinpfalz, mit den Pionieren Joseph Amann aus Weichs bei Regensburg, Baptist Bauer aus Weiden, Anton Gottsmann aus Raghütte (Burglengenfeld), Heinrich Hofmann aus Mittelrembach (Salzbach), Ignaz Hirn aus Diebersried (Noding) und dem Infanteristen Johann Laugmann aus Schöneck (Wöblingen) den Gegnern 8 Meter unter der Erde eine geladene und zündfertige Mine von 300 Kilogramm Sprengstoff weggenommen.

Beim Vortreiben eines Angriffsstollens, der nahezu bis unter den feindlichen Schützengraben gelangt war, meldete der an der Spitze arbeitende Pionier, daß von links her durch eine kleine Öffnung frische Luft in den Stollen dringe. Heins erweiterte sofort die Öffnung und sah eine Zahl von Kästen und Pappschachteln. Er nahm eine der letzteren zur Hand, es war Sprengstoff. Sofort ging er mit den oben genannten Männern, die sich alle freiwillig zu diesem kühnen Stücklein meldeten, an die Arbeit. Erst nach dreiviertel Stunden gelang es, die Zündleitung aufzufinden und unschädlich zu machen. Bis dahin war sich jeder der Beteiligten vollkommen klar, daß jeden Augenblick der Feind zünden konnte, und daß dann alle begraben waren. Geräuschlos wurde der Rest der Ladung in unseren Stollen herübergeschafft und dann der leer gewordene Raum mit Sandsäcken schön wieder zugesetzt, wobei die Zündleitung so gelegt wurde, daß der Feind keine Ahnung von der Veränderung seiner Ladung bekam.

Am 16. Februar bezogen die 4. und 5. Batterie des Feldartillerie-Regiments 85 und ein Bataillon Infanterie Ortsunterkunft in S. Vorgesetzte Patrouillen meldeten die Umgebung vom Feinde frei. Um so größer war die Überraschung, als am 17. früh einschlagende Geschosse die unmittelbare Nähe des Feindes ankündeten. Der Gegner hatte in der Nacht die das Dorf beherrschende Höhe besetzt und sandte einen wahren Regenguss auf jedes sich zeigende Ziel. Von Norden, Osten und Süden wurde der Parkplatz beschossen. Ohne Zögern begab sich Unteroffizier Lemke aus Jodzuhen, Kreis Gumbinnen, durch den Geschosshagel an die Geschütze, prohte mit Hilfe der Kanoniere Lemke aus Neuteichwalde, Kreis Marienburg, und Schnell aus Berlin ab und eröffnete das Feuer. Hierdurch wurde es den Batterien ermöglicht, einen nordwestlich gelegenen Höhenzug ohne erhebliche Verluste zu erreichen und dahinter in Feuerstellung zu gehen. Feindliches Artilleriefeuer setzte ein. Unteroffizier Lemke stand aufrecht vor der Batterie und richtete ein Geschütz nach dem anderen ein. Da streckte ihn eine Kugel, die ihm die Brust durchbohrte, zu Boden. Ein Offizier und vier Mann teilten fast zu gleicher Zeit sein Los, so daß eine begreifliche Unruhe die Geschützbedienung erfaßte. Als Unteroffizier Lemke dieses bemerkte, raffte er sich, notdürftig verbunden, auf und begab sich trotz dringender Vorstellungen mühsam zur Batterie zurück. „Meine Stelle dort scheint noch nicht besetzt zu sein“, erklärte er mit fester Stimme. Den Kameraden ein leuchtendes Beispiel von Unererschrockenheit bietend, richtete er im feindlichen Geschosshagel auch den Rest der Geschütze ein. Als das letzte feuerbereit war, brach die Kraft des durch Schmerz und Muterlust geschwächten Körpers, der bis dahin durch eisernen Willen aufrecht erhalten war. Ohnmächtig lag Unteroffizier Lemke am Boden, während die nummehr gefechtsbereite Batterie den feindlichen Angriff abschlug.

Unteroffizier Lemke ist seit langer Zeit im Besitz des Eisernen Kreuzes 2. Klasse. Auch die Kanoniere Lemke und

Schnell wurden mit dem Eisernen Kreuz 2. Klasse ausgezeichnet.

Ein Beispiel echt deutscher Pflichterfüllung und Standhaftigkeit gaben die beiden Beiräte Freiburger aus Au bei Freising-München und Vyhahn aus Drüben, Kreis Einbeck, Provinz Hannover, der 12. Kompanie des Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 9 in den Kämpfen im A.-Walde. Die beiden standen im Februar im Morgengrauen in einer Sappenspiße Posten. Vor ihnen auf fünf Schritt ist der Graben durch eine Wehr von Sandsäcken abgesperrt, dahinter sitzen die Feinde. Plötzlich werden die obersten Sandsäcke belaste geschoben, eine Kopfbedeckung erscheint, daneben eine zweite. Das rührt den braven Bayern noch nicht. Er flüstert seinem Kameraden zu: „Erst höher kommen lassen!“ Dann trachen zwei Schüsse, die Gegner sinken lautlos hinter her unter. Blühschnell erscheinen zwei neue, auch ihnen ergoht es so. Doch schon sind wieder andere da! Sobald sie „Brustziel“ zeigen, rollen sie in den Schlamm. Nun geht es Schuß auf Schuß. Ein braver Hannoveraner schleppt Patronen herbei, ladet den beiden Meisterschützen neue Gewehre und reicht sie ihnen, ein Dritter steht bereit, Handgranaten zu werfen, falls doch einer herankommen sollte.

Als 31 Leichen den Graben füllen, geben die Feinde den ungleichen Kampf auf, zwei brave Soldaten hatten ihren Angriff auf die Sappe abgeschlagen.

Jetzt schmückt die Brust der beiden Wackeren das Eiserne Kreuz. Wie stolz mögen aber die Frau und die sieben Kinder des Wehrmanns Vyhahn und die Braut Freibergers sein, wenn man von dieser Tat erzählt!

W. T.-B.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

In einer Wiener Invalidenschule. „Nirgendes wird die Arbeit des Roten Kreuzes in Europa mit mehr Weisheit und Sorgfalt verrichtet als in Österreich.“ So urteilt eine Dame, die Angehörige eines neutralen Landes, die im „Daily Chronicle“ den Lazaretten der Doppelmonarchie ein hohes Lob spendet. Sie hat die Invalidenschulen in Wien besucht, die hier in Verbindung mit den Hospitälern eingerichtet sind, und unvergeßliche Eindrücke mit fortgenommen. „Ein einfacher kroatischer Soldat, ein Bauer, den ich in einer dieser Schulen sah, hat mir mehr von dem Schrecken des Krieges enthüllt, als selbst die mit Typhuskranken überfüllten elenden Räume in Serbien. Nichts, das ich je gesehen habe, erschien mir so tragisch und zugleich so ergreifend als das Bild dieses kroatischen Bauern, dem der eine Arm und die Schulter weggeschossen sind und der hier in einem stillen Wiener Schulraum mit einer neuen Sense arbeitete, die eine besondere Vorrichtung nach Angabe des Arztes aufwies. Er übte den Senseschwung mit einem Arm und sang dabei in dunklen Tönen die Melodie eines slowenischen Erntefanges. „Sieh nur her“, sagte er. „Das wird bald so gut gehen wie nur je. Ich lerne es schon.“ Ein wenig unbehilflich sagte er dann wieder seine Sense und ließ sie von neuem durch die Luft sausen, ganz in seine Arbeit vertieft und ruhig in dem Bewußtsein, daß er die nächsten zwanzig Ernten nun auf diese Weise das Korn schneiden müsse. Er senkte einen Augenblick, und dann murmelte er getrost: „Wald geht es so gut wie nur je.“ Diese Invalidenschulen, von denen vier in Wien und eine in Prag eingerichtet sind, müssen als die erfolgreichsten unter all den Einrichtungen in Österreich erscheinen, durch die man den verwundeten Soldaten ihre Arbeitsfähigkeit wieder verschafft und sie auf ihren Erwerb nach dem Kriege vorbereitet. Man geht dabei von dem Grundsatz aus, daß zwei Monate einer erzwungenen Beschäftigungslosigkeit, in der die geheilten Glieder nicht geübt werden, genügend sind, um das körperliche und geistige Gleichgewicht eines Mannes für sein ganzes Leben zu vernichten. Deshalb schießt man darauf, die Verwundeten möglichst rasch zu beschäftigen. So weit es irgend möglich ist, setzt man die Arbeit der Hände an die Stelle jener theoretischen gymnastischen Apparate, die gewöhnlich gebraucht werden, um den verletzten Armen und Füßen ihre Beweglichkeit wiederzugeben. Und diese Arbeit der Hände ist, so weit es möglich ist, die, welche der Verwundete vor dem Kriege ausübte und an die er gewöhnt ist. „Wir haben herausbekommen“, erzählte mir eine Krankenpflegerin, „daß ein Mann seine richtige gewohnte Arbeit, so weit er es kann, stundenlang gern ausführt, während ein

Ähnliche Übung mit Gewichten in einer gymnastischen Anstalt ihn in viel kürzerer Zeit völlig ermüden würde." Damit die Verletzten ihre Arbeit ausführen können, hat man besondere Werkzeuge für sie geschaffen. Ich sah z. B. in der Tischlerwerkstatt der Invalidenschule für verwundete und geschwollene Hände Hammer mit Handgriffen, die dreimal so groß waren als die gewöhnlichen und Hobel mit Handgriffen, die Händen ohne Finger angepaßt waren. In der Schule, die ich besuchte, sind jetzt Werkstätten und Klassen für 26 verschiedene Berufe eingerichtet, und die Erzeugnisse einer jeden Schule werden möglichst für den Gebrauch des Lazarettts verwendet, mit dem sie in Verbindung stehen. Zinnschalen werden von Zinngießern verfertigt, Schneiderarbeiten besorgen Schneider, und ebenso werden Schuhe, Stühle und Körbe verfertigt. Für Leute, die völlig unfähig sind, ihren früheren Beruf wieder aufzunehmen, ist Unterricht eingerichtet, um ihnen neue Beschäftigungen beizubringen. Zahlreiche Strickmaschinen für Leute ohne Bein sind über das Land verteilt, und den Invaliden wird gezeigt, wie sie zusammen mit ihrer Frau diese Maschinen zu Hause bedienen können. Viele dieser Beinlosen lernen Schreibmaschine, und es sind Risten von Maschinen angelegt, die von zu sonstiger Arbeit unfähigen Männern gut bedient werden können. Alle Soldaten, die ihren rechten Arm verloren haben, lernen mit dem linken schreiben, und es ist ein ergreifender Anblick, die Räume in diesen Schulen mit ruhigen eifrigen Männern angefüllt zu sehen, denen die Lehrer hie und da die so nützlichen Winke geben."

Englische Kriegsdramatik. Die Erfolge, die der englische Dichter Barrie mit seinem sonderbaren Kriegsstück „Der Tag“ errungen hat, haben einen andern bekannten britischen Dramatiker Stephen Phillips nicht schlafen lassen, und er hat ein Drama geschrieben, das als Titel das neueste englische Schlagwort für Kriegsgreuel „Armageddon“ führt und demnächst in einem Londoner Theater seine Uraufführung erleben soll. „Armageddon“ ist ein biblischer Ausdruck, über dessen eigentliche Bedeutung sich die Engländer nicht recht im klaren sind; Phillips verknüpft es mit der Hölle und führt uns im Prolog in das Reich des Fürsten der Finsternis. Satan sendet den Schatten Atlas auf die Erde, um wieder Feuer, Blut und Tränen zu ihm herauf zu bringen. Bei Ausführung seiner scheußlichen Pläne fürchtet der Herr der Hölle niemand anders als — die Engländer. Das sei ein freies Volk, das gegen jede Gewalt „den beturbanten Osten und seine sonnengeborenen Söhne“ ins Feld führen würde. Satan befiehlt daher Belial, zuerst einmal „den Deutschen die große Lüge ins Herz zu legen.“ Die erste Szene des eigentlichen Stückes spielt in einem Schloß, das auf einer Höhe oberhalb von Reims liegt. Ein deutscher General und sein Stab sitzen an einem Tisch, der mit Beingläsern und Papieren bedeckt ist. Ein Abbe bittet für die Kathedrale von Reims. Aber sein Gebet wird nicht erhört, sondern die Deutschen richten ihre Kanonen gegen die Kathedrale. Der Höhepunkt des Dramas zeigt dann die Verbündeten, die in Köln eingezogen sind. Die französischen und belgischen Generale schreien nach Rache und verlangen, daß dem Kölner Dom das gleiche Schicksal bereitet werde wie der Reims'er Kathedrale. Aber der englische General wendet sich im Namen der Menschlichkeit dagegen, und der Kölner Dom bleibt unberührt. Dieses in den weichen und wohlklingenden, aber charakterlosen Manferven der früheren Dramen von Phillips geschriebene Stück, das besonders die Jnder als die Kronzeugen für Englands Edelmut anführt, wird wohl weniger als Kunstwerk denn als Zeugnis der alles auf den Kopf stellenden englischen Lügenkunst fortleben.

Tenedos in Kriegszeiten. Die Engländer wollen sich auf der Insel Tenedos, die sie jetzt besetzt haben, augenscheinlich häuslich niederlassen. Das verraten auch die Schilderungen der englischen Berichterstatter, die von dieser seit den Tagen Homers und Virgils weltgeschichtlich berühmten reizenden Insel ausführliche Darstellungen geben. Ganz urplötzlich ist der Krieg über dies idyllische ruhige Ländchen hereingebrochen und hat das schlaftrüge Leben zu fieberhafter Erregung aufgerüttelt. „Tenedos, eine halb aus Holz und halb aus Stein erbaute Stadt mit 3000 oder 4000 Einwohnern, die sich eng rund um seinen Hafen zusammengedrängt, machte keine Geschichte mehr wie in früheren Zeiten und war glücklich.“ So schreibt George Renwick im „Daily Chronicle“. „Seine Waren wurden eifrig begehrt; Konstantinopel

und andere Städte zahlten gut für den süßen Wein, der auf den grünen Abhängen der zwei Erhebungen des Inselchens wächst. Und so hatte es einen gewissen Wohlstand gewonnen. Die Leute sind alle gut angezogen und wohnen recht hübsch. Wenn es auch keine Reichen gibt, so gibt es doch auch keine große Armut. Tenedos, das das wunderbare Klima des Ägäischen Meeres genießt, hat eine geradezu ideale Lage. Nach Osten blickt man quer durch eine enge Meeresstraße nach den Bergen von Kleinasien, die bis zu ewigen Schneehöhen emporsteigen. Nicht weit davon liegt das uralte Troja, und den Eingang zu den Dardanellen kann man deutlich sehen durch den dünnen grauen Dunst der Ferne. Nach Norden hin funkelt das Sonnenlicht von den weißbekrönten Gipfeln von Imbros. Sie und da tauchen andere kleine gelbe Inselchen aus dem Meere auf. Von dem 600 Fuß hohen Eliasberge aus macht Tenedos den Eindruck einer einzigen Gartens. Überall eingeteilt in sorgfältig bebaut und reichblühende Felder, bietet die Insel das schönste Gemälde von Licht und Farben, eingerahmt von dem tiefen Azurblau des Meeres. Die Insel ist hauptsächlich von Griechen bevölkert, und doch hat es noch eine ganz türkische Stimmung, die von der kleinen türkischen Kolonie ausgeht, die aus einem Teil der Stadt ein unberührtes Stüchchen Stambul gemacht hat. Noch tragen viele Leute den Fez, noch ertönt von dem Minaret der kleinen Moschee die helle Stimme des Muezzin, der die Gläubigen zum Gebete ladet. Die engen Straßen dieser Türkenstadt, über die die hölzernen Balkone weit hinüberhängen, offenbaren, daß Tenedos noch das letzte Bollwerk der Türken im Ägäischen Meere war und seine alte Geschichte nicht verleugnet. In dem kleinen Café sitzen die Türken der Stadt ruhig zusammen und schlürfen ihren Kaffee, wenn auch draußen ganz dicht vor ihrer Tür die Kanonen am Eingang der Dardanellen donnern. Würdig und bedächtig blasen sie den Rauch aus ihren Wasserpfeifen und harren mit übergeschlagenen Beinen der Dinge, die da kommen sollen. Sie kümmern sich nicht um die Fremden, die jetzt auf der Insel ihr Wesen treiben. Sehr ungewohnt ist ihnen der Anblick, denn die Insel war so wenig von Besuchern bisher behelligt, daß es nicht einmal einen Gasthof gab. Jetzt aber sind das „Café de la Paix“ da, das „Restaurant der Engländer und Franzosen“ und das „Restaurant von London und Old Ireland“. Trotz dieser schönen Namen gibt es aber nicht viel zu essen; die Besucher können außer „All right“ und „Beefsteak“ kein Wort Englisch und wissen noch weniger, was der englische Gaumen begehrt. An dem schönen Strande kann man baden und bootfahren. Und doch ist das Feindesland nur wenige Kilometer entfernt; klar und deutlich sieht man an hellen Tagen die türkischen Forts und Befestigungen mit dem Glase. Des Nachts spielen die türkischen Scheinwerfer über das Wasser hin bis nach Tenedos. Was für ein Schicksal steht dieser lieblichen kleinen Insel bevor? Mit dieser Frage schließt der Engländer und fügt bezeichnenderweise hinzu: „Wird sie nach dem Kriege wieder in ihr friedliches und unbeachtetes Dasein zurückverfallen? Sie beherrscht die Dardanellen vollkommen und ist also bewunderungswürdig gelegen, um von hier aus die Kontrolle über diese wichtige Wasserstraße zu gewinnen.“

Die Spionin. Die Spionenangst hat in Frankreich schon manches Opfer gefordert und erst neuerdings wieder zu einem Zwischenfall in der Bäderstadt Biarritz geführt. Dort traf, wie das „Journal“ erzählt, eine Dame mit einem Vart ein. Sofort erhob sich der Verdacht, daß diese Frau ein Mann oder daß es ein falscher Vart wäre. Von da bis zu dem weiteren Verdacht, daß es sich um eine Spionin handele, war natürlich nur ein Schritt. Als bald erschienen auch die Polizeibeamten in dem Gasthaus, in dem die Dame abgestiegen war, nahmen das verdächtige Geschöpf fest und führten es zur Polizeiwache. Der Polizeikommissar erkannte sofort, daß er eine Frau vor sich hatte, aber er äußerte doch den Verdacht, daß diese „Kinnzier“ eine Fälschung wäre, die zu allen möglichen schlimmen Manövern dienen könnte. „Nehmt Ihr den Vart ab!“ rief er einem Polizisten zu. „Um des Himmels willen, laßt mir den Vart, oder ich bin ruiniert“, rief da die Dame mit allen Zeichen des Entsetzens. Nunmehr stellte man fest, daß der Vart wirklich echt und das kostbare Gut seiner Besitzerin war; denn diese war keine andere als Miß Julia Pastrava, die davon lebte, daß sie sich und ihren Vart in einem „Maritätenkabinett“ ausstellte. Sie wurde freigelassen und reiste unverzüglich ab.